

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 30

Artikel: Das Gasterntal bei Kandersteg
Autor: Schweizer, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644664>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

denn etwas?" Damit verwischte sie leicht den Eindruck ihrer grausamen Worte, aber Mariechen hatte dennoch das Bedürfnis, Luft zu schöpfen. Sie ging in ihr Schlafzimmer — es hing an den Wänden die ganze Ahnengalerie der Schwendts mit ihren Frauen und Kindern —, zog ein Mäntelchen mit Fransen an, setzte das Kapothütchen auf und ging aus. Im eigenen Haus seine Familie verachtet zu sehen, war hart.

Monika klopfte, kaum war das Fräulein Schwendt fort, an Rahels Zimmer, fragte, ob sie vielleicht Tee wolle, oder ob sie sonst einen Wunsch habe, und ob sie vielleicht an Kopfschmerzen leide? Sie war die aufopferndste Person der Welt, nur durfte Tante Marie es nicht merken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gasterntal bei Randersteg.

Von Walter Schweizer.

Kennt ihr das wunderbarste und großartigste Gebirgstal der Schweiz? Es ist in jenem versteckten Erdenwinkel, den man erreicht, wenn man von Randersteg aus den Gemmiweg verläßt und den Randerstürzen in der Klus entlang hinaufsteigt durch die von senkrechten und überhängenden Felsen gebildete, schauerlich schöne Schlucht, in deren unheimlichen Tiefen die Rander von Felsblock zu Felsblock stürzt und sich im Falle in schäumende und tosende Gischt auflöst. Nach kaum einer halben Stunde Aufstieg erreicht man das Ende der Klus; die eng aneinander gerückten Felswände öffnen sich; wir treten in ein wunderbares Tal, das in seiner urwüchsigen Natur Schönheit jedes für das Großartige der Natur empfängliche Gemüt mit seinem einzigartigen Zauber gefangen nimmt. Es ist das weltabgelegene Gasterntal.

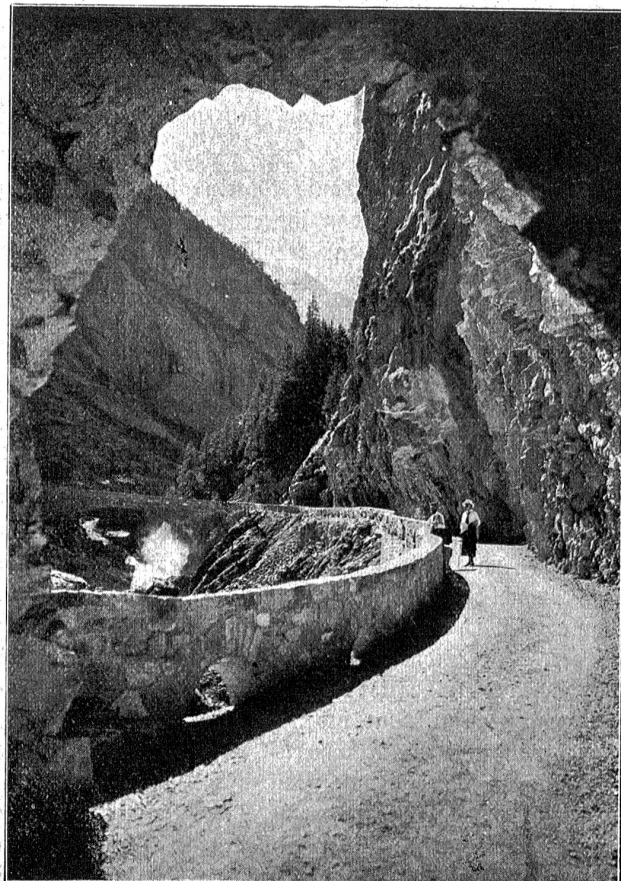
Welche Ueberraschung! Vor uns liegt eine ebene Talsohle nur wenige Quadratkilometer groß; durch grüne Weiden, dunklen Tannenwald und zerrissenes Ufergelände schlängelt sich im verteilten Bett die Rander, genährt von tausend Gletscherbächen und von murmelnden Quellen, die aus dem Fuße des Felsstodes ihr klares Wasser durch farbenreiches Moos ergießen. Einige wenige Hütten in den Alpmatten und daneben ein kleines Berner Chalet sind die einzigen Zeugen menschlicher Siedelung und Tätigkeit im Anfang des Tales. Weiter hinten finden wir noch zwei kleine Sägen, um das Holz gleich an Ort und Stelle verarbeiten und verkleinern zu können, sonst ist das Tal bis Selden in jenem Urzustand geblieben, wie es die schöpferische Natur gestaltet hat. Und was für ein Denkmal hat die tausendjährige Schöpfungsgeschichte hier errichtet! Hebe deinen Blick auf nach links und rechts, vorwärts und rückwärts, und du siehst sie, die Zeugen großartigster Naturvorgänge! Wohl tausend Meter hoch steigen nach allen Seiten die fast senkrechten Felsen in die Höhe, und ihre scharfen Zaden streben zum blauen Himmel empor. Was soll man mehr bewundern: Die aufgetürmten, mit gigantischer Gewalt gefalteten, gebogenen und verworfenen Felschichten oder die zackigen, von schwindelnder Höhe ins Tal hinabschauenden Felsgipfel; die zahllosen von den Schneefeldern herunterstürzenden Wasserfälle, die das ganze Tal mit ihrem mächtigen Rauschen erfüllen oder die halb ins Tal herabhängenden Gletscher? —

Nie habe ich ein Tal gesehen, das dem staunenden Menschen so naht, so unmittelbar, so eindringlich, die gewaltige Werkstätte aufschließt, in der die titanischen Kräfte die Erdenhülle geschaffen haben, diese Erdenhülle, auf der der Mensch sein armseliges Dasein fristet. Nun sind jene Kräfte scheinbar zur Ruhe gekommen; nur unmerklich arbeiten sie noch weiter an diesem wunderbaren Bau; sorgenlos lehnt der Mensch seine Hütte an den senkrechten Fels, von welchem

er Schutz erwartet, bis jene Urkräfte der Natur unerwartet von neuem hervorbrechen und das Gebild von Menschenhand zerstören.

Das Gebild von Menschenhand! Wir alle kennen den Lötschberg oder haben doch von dem 14,605 Meter langen Tunnel auf der Alpenbahnstrecke Bern-Brig gehört, dem Tunnel, der Bern und Wallis miteinander verbindet. Da geschah es am 24. Juli 1908, morgens 2 Uhr, beim Bau des Tunnels. Im geologischen Befund, der damals an das eidgenössische Eisenbahndepartement gegeben wurde, lesen wir: „... unmittelbar nach dem Abbrennen der Borortschüsse bei Kilometer 2,675 erfolgte ein Wasser- und Schwimmsand-Einbruch in den Sohlstollen, der diesen in weniger als einer Viertelstunde auf eine Länge von circa 1500 Meter größtenteils zuschüttete. Die Masse des eingebrochenen Materials mag schätzungsweise 6000 Kubikmeter betragen haben, und bestand in der Hauptsache aus Flußsand und Flußkies aus Trümmerchen jurassischer und triassischer Gesteine.“ 24 Arbeiter, davon 4 Familienväter, gingen bei dieser Katastrophe durch den gewaltigen Luftdruck und durch Verschüttung zu Grunde. Wie aus diesen Gesteinsfunden geschlossen werden mußte, war der Sohlstollen in das früher viel tiefere, jetzt durch Sand, Kies, Geröll und Geshängeschutt wiederum ausgefüllte Gasterntal hinausgetreten. Dabei wurde die Katastrophe hauptsächlich vergrößert durch das miteingebrochene Grundwasser, das dem Material eine große Beweglichkeit verlieh.

Spätere Sondierbohrungen im Gasternboden, die zur Untersuchung des bestehenden Traces nötig waren, wurden sowohl über der Einbruchsstelle wie südlich davon gemacht. Beim ersten Tunnel traf man erst in einer Tiefe von 210 Metern, beim zweiten erst bei 250 Metern auf den Felsen. Das ehemalige Bett der Rander muß somit früher bedeutend tiefer gelegen haben als der heutige Gasternboden. Es gibt uns dies auch die Geschichte dieses Tales zu ver-

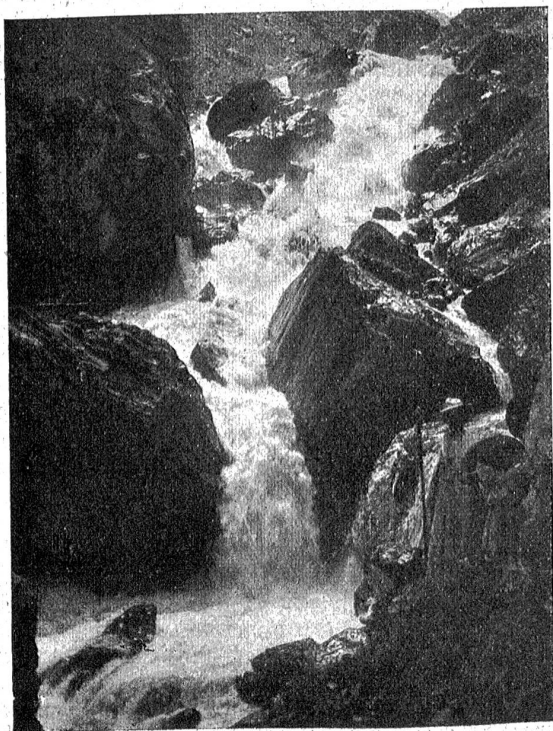


Die Straße ins Gasterntal bei Randersteg.

stehen. Einst war hier wohl das Meer. All diese jetzt senkrecht oder in wellenförmiger Verschlingung aufgetürmten Schichten der Juraformation lagen in harmonischem Gleichmaß in der Tiefe des Meeres, dessen Milliarden Lebewesen im Absterben zu Boden fielen und in wechselvollen Perioden diese Schichten bildeten. Die kleinsten Muscheltierchen erzeugten den Kalk; die stacheligen Seeschwämme mit ihren Kieselshalen bildeten den Hornstein; die einsickernden Wasser und der Druck der Schichten formierten die im schwarzen Alpenkalk eingesprengten weißglänzenden Kalkpatadern.

Dann kam in tausendjährigem Schaffen und Zusammenziehen der Erdrinde infolge ihrer Abkühlung die Revolution. Die horizontalen Felschichten des Meerbodens wurden gesprengt, gepreßt, gebogen, gestoßen; sie richteten sich auf, bald senkrecht, bald schief, bald in gewaltigen wellenförmigen Windungen, bald durch Spaltung und Verwerfung klaffende Risse bildend, bald in mächtigen Lagern übereinander geschoben. Wo früher die Fluten des Meeres hin und her wogten, da entstand jetzt ein Gebirge. Nach weiteren ungezählten Tausenden von Jahren folgen aus ähnlichen Ursachen weitere Revolutionen. Zeuge davon ist jenes scharfzadige Gebirge im Hintergrunde des Tales, der aus Granit aufgebaute Petersgrat mit seinen schneebedeckten Spitzen des Sadhorns und Schilthorns. Die aus dem Inneren der Erde hervorquellende flüssige Masse durchbrach die Juraschichten, die durch gewaltigen Druck von Süden nach Norden noch mehr verschoben, getürmt, gefaltet und gespalten wurden. Allein noch immer ist unser Bergtal nicht gebildet.

Erst muhten die Quellen und Gewässer der Gebirge zum tosenden Bach, zum fressenden Bergstrom werden. Wiederum Tausende von Jahren haben diese Gebirgsflüsse in den Kalkfelsen gearbeitet und endlich in tiefem Einschnitt die Talsohle, die senkrechten Felsabhänge gebildet. Damals



Der Kanderfall am Eingang in das Gasterntal.



Das Gasterntal vom Gemmipass aus.

toste die Rander in tiefer Schlucht durch das ganze Tal. Wie mag es damals wohl ausgesehen haben? Die Klus war frei, die Wasser schäumten in einem Laufe hinunter ins Haupttal.

Wiederum nach Tausenden von Jahren ein anderes Bild. Das Klima ist kälter geworden, die Gletscher wachsen und wachsen, verjagen die Tiere und bedecken die Pflanzen; sie füllen das ganze Tal bis weit hinauf an die Spitzen der Felswände. Langsam, aber gewaltig strömt der Gletscher heraus, schleift die steilen Wände der Klus, vereinigt sich im Tal mit den übrigen Gletschern, wächst und wächst, hinaus über Frutigen, Thun, Bern, über das ganze schweizerische Hügelland hin zum fernen Jura. Das Gasterntal liegt begraben, mehr als tausend Meter tief unter dem Eis. Oben liegen die Felsblöcke aus Granit, die Frost und Regen vom Urgebirge losgelöst haben und die auf die Oberfläche des Gletschers gefallen sind. Sie wandern mit dem Gletscher langsam, wohl zehntausend Jahre lang, bis hinab zu den Höhen des Weissensteins, wo sie bis heute als Grenzsteine und als stumme Zeugen der einstigen Eiszeit liegen geblieben sind.

Da bricht eine neue Periode an. Das Klima wird wärmer; die Gletscher beginnen zu schmelzen; immer mehr ziehen sie sich zurück, bis ihr Fuß haften bleibt an den höchsten Abhängen der Alpen. Da kommt es wieder zum Vorschein, das Gasterntal, wüst, zertrümmert, mit Moränen bedeckt. Wiederum bahnt sich die Rander ihren Weg durch die tiefen Schluchten; brausend und tobend furcht sie von neuem ein Tal.

Da plötzlich in schauerlicher Nacht ein Bergsturz! Der Rander ist ihr Lauf versperrt; sie kann sich nicht mehr hindurchwinden; sie staut sich im Tale, das zum See an-schwillt.

Und wiederum vergehen Jahrtausende; da hat sich die Rander in der Klus ein tieferes Bett ausgewaschen, die hemmenden Felsblöcke zernagt oder auf die Seite geschoben; der See konnte abfließen; der Seeboden ist trodengelegt; die Vegetation kann von neuem Boden fassen und der Tierwelt eine wohnliche Stätte bereiten.

Wie lange mag das Tal in diesem Zustand gewartet haben, bis die ersten Menschen es betraten? Sie folgten den Flüssen der Täler, sie suchten neues Land und neue Jagdgründe, sie suchten eine sichere Heimstätte gegen die wilden Kriegerhorden. Aber nur kurze Zeit des Sommers bietet das Tal Nahrung für ihr Vieh; die meiste Zeit des Jahres

wohnen sie weiter unten in ihren Siedlungen im fruchtbaren Gebiete des Randertales.

Wohl sieht das Tal jetzt fremde Menschen hinüberwandern aus dem Randertal über die Gemmi nach den warmen Heilquellen des Leukerbadens; auch ziehen die Touristen durchs Tal, wenn sie über den Randerfirn und über den Löttschenpaß das Löttschentäl im Wallis aufsuchen, aber stets blickt man mit einem gewissen Schauer von der Höhe hinunter ins romantische Hochtal.

Und nun die neue Zeit! Mehr und mehr ziehen die Menschen hinaus aus den Städten, wo das tolle Tagen und Ringen ums tägliche Brot Nerven und Gehirn in erschreckendem Maße verbraucht und gesellschaftliche Pflichten einem zur Last werden. Und da oben, in diesem Tal finden sich heute viele, um Körper und Geist an der Natur zu erfrischen und zu stärken, neuen Mut und Kraft zu sammeln im Lebenskampfe.

Und was sagt das Gasterntal in seiner erhabenen Größe und der Schrift, die der Schöpfer selbst geschrieben, dem armen, kleinen Menschenkinde, das sich so klug und so groß glaubt! Wie spricht das Rauschen des Wasserfalls, der frachende Gletscher, der hochgetürmte Fels, das wunderbare Bauwerk des ganzen Tales? Dein Leben ist ein Traum, ein Augenblick im Vergleich zu diesem Schöpfungswerk. Und dennoch darf sich der Mensch freuen, und gerade da oben kann er aufjauchzen in die helle, gesunde Luft, kann sich tummeln in der Hochgebirgsherrlichkeit dieses stillen, einzig schönen Bergtales — im Gasterntal bei Randersteg.

Höhenfeuer.

Skizze von Frieda Schmid-Marti.

Tiefblaue Morgendämmerung liegt noch über Berg und See, wie der Simmi und die Sofia aus der gepflasterten Dorfstraße schreiten, hinüber, nach der Badruttwiese. Ueber dem Gipfel der Margna rötet sich der Himmel. Fängt leise an zu gluten. — Steil ragt der Berg. Der See liegt ruhig und blau. Der Malojawind schläft noch. — Brennender wird der Frührotschein. — Stumm schreiten die beiden. Von ihren Schritten geht der laute Widerhall. — Die genagelten Schuhe schlagen fest auf in der Gasse. — Stumm sind die Lippen. Aber die Herzen reden, und der ruhelose, rasche Schlag verrät ihnen die Freude, die sie heimlich empfinden über ihr Zusammensein. — Vor ihnen liegt ein lieber, lichter Sommertag. — „Das ist schön“, denkt die Sofia, die Schnitterin, und läuft so behend und leichtfüßig... Der Simmi denkt nichts. Läßt sich nur treiben vom süßen Glüdsrausch. — Aber heiß und leidenschaftlich umfassen seine Augen zuweilen mit jachtem Seitenblick das Mädchen an seiner Seite. — Dem Simmi schienen die Tage lang in letzter Zeit. — Und vom heutigen, — das wußte er schon, — rannen die Stunden wie flüchtiger Schein. — Flügel hatte die Zeit... Die süße, — liebedurchspinnene.

Heute sieht der Simmi nicht den lachenden Bergsommer. Nicht die vertrauten, lieben Berge. Sein Herz klopft zu wild. Das Blut hämmert in seinen Schläfen. — Die mühsam gezügelten Sinne hungern nach der Sofia, so stark, so wuchtig, daß in zitterndem Seufzen ihr Name über seine Lippen fällt: „Sofia.“ ... Die Schnitterin wendet ihm das Antlitz zu, schön und begehrt, — die warmen braunen Bettelaugen... Und noch leiser haucht der rote Kirscheneumund: „Simmi.“ — Aber sie erschrickt vor dem Feuer seiner Augen, und sieht wieder fort, zu dem See hinüber. — Noch hütet er das glimmende Feuer seiner Seele, — aber heute, — morgen schon kann er es nicht mehr. — Er spürt's. Krampfhaft umspannt Simmis braune Faust den Senfenschaft. Die Sofia sonnt sich im Gefühl seiner Not... Ihnen zur Seite rauscht und schäumt der Inn. Die Straße ist dunkel und feucht. In der Nacht war Regen gefallen. Kräftig duften die regemassen Arven, und reden die härtigen Zweige. Fein und schlank wiegen sich die lichtgrünen Lärchen im Morgenwind. —

Stumm liegt die Badruttwiese vor ihnen. Der Simmi stellt den Imbixkorb unter die hängenden Zweige einer Krüppelarve. Er schärft die Sense. Bling, — blang, — sing, — sang, — — Der erste Strahl der Sonne bricht sich im blanken Stahl. — Der Simmi mäht! — Die Sense sirt! — — Blindwütigen Trokes übergroß schafft er, — und zermalmt in sich ein vermessenes Wünschen. — Zwei Tage noch! — Und die Sofia ist über die Berge. Dort, — wo der Himmel ewig blaut, wo die Sonne glutet, wo warm und reich das Leben flutet. — Nicht wie hier, — so kühl und klar, so berggetürmt. Wo nur ein paar Wochen lang im Jahr der Sommer Freude schenkt. — — Zwei Tage noch, und die Wiesen sind leer! —

Der Simmi mäht. — Es ist ein Schnitter, der heißt Tod. — — Er mäht den Blumenteeppich der Badruttwiese. — Er legt sie schlafen, die zarten Blumentinder, alle die Sterne und Glöcklein, die Sönnlein und Krönnlein... Ein Gottesgarten ist die Badruttwiese. Ein Heiligtum, umstanden von den dunklen, ernsten Arven, den hellgrünen Lärchen. — Sie alle hüten das Glöcklein Märchenland, den bunten, leuchtenden Blumenteeppich, die h'auen Glockenblumen, die gelben Arnika, die rostbraunen Margriten. — Nicht-trunkene Schmetterlinge taumeln empor, buntschillernd in der Sonne. Erschreckte Käferlein krabbeln emsig davon. Graue Spinnlein wandern... Was sieht's den Simmi an. — Er sieht es nicht. Er schaut nicht die süße Märchenwiese. Unerbittlich ist sein Schnitt. Und doch ist die Zeit nicht fern, wo der Mähderntag in der Badruttwiese ein Freudentag war. Wo der Simmi in scharfer Andacht das holde Wunder in sich sog, bevor die Sense darein fuhr. — Bling, — blang, — sing, — sang, — wieder schärft der Bauer die Sense. Er schaut rückwärts, nach der Sofia. Sie blieb zurück. Dem scharfen, jachen Schnitt, den der Troß kommandierte, hielt ihre Kraft nicht stand. Aber fest und flink fährt auch ihre Sense in das Kurzgras. Die Sonne brennt. Der Simmi fährt mit der Hand über die Stirne und wischt den Schweiß fort. Ihn dürrt. — Und hungert nach dem Mädchen. — Da ruft er kurz über die Wiese „Komm du, — wir machen Raft.“ — Auf dem knorrigen Wurzelwerk einer alten Arve lassen sie sich nieder. Der Simmi füllt das Glas mit dem labenden Trunk und reicht es der Sofia hinüber. Sie leert es in einem Zug. — Ein Tröpflein rinnt am Glas hernieder. Wieder füllt es der Bauer und setzt es an die Lippen, just da, wo das Tröpflein abwärts rann. — Die Sofia sieht's, — und lacht. — Leise und lockend. — Der Simmi legt seine braune Hand über ihre Finger. Sie duldet es. Da faßt er fester zu und preßt die schmale Hand in stummer Leidenschaft. Die Sofia schreit auf und windet sie unwillig aus der wild zugreifenden Klammer. Aber der Unwille ist „gemacht“. — Schon lacht sie wieder ihr klingendes Lachen. — Mit gespreizten Fingern fährt der Simmi ins schwarze Lockenhaar. Der Atem stockt ihm. Wie im Krampf verzehren sich seine Züge. Er hebt die geballte Faust, und schwingt sie drohend. Wem gilt die Drohung? — Seiner Leidenschaft? — Dem Mädchen? — oder, — daheim, — der Eugenia, seinem Weibe? — Er weiß es selber nicht. — Alle Kraft, aller Widerstand, den er noch mühselig aufbringt, liegt im Schwunge seines Armes, in der drohend geballten Faust. — Zählungs schnell er auf, greift zur Sense und mäht. Tagende Gedanken durchrasen sein Gehirn. Scheu späht das Mädchen zu dem Schaffenden hinüber und zieht die Stirne in Falten. — Aber schon lacht sie wieder ihr seltsames Lachen und beginnt zu mähen, eifriger als zuvor. —

Die Badruttwiese liegt gemäht in Glanz und Glast der Sonne. Die Mittagsglocke läutet. Der Simmi und die Sofia gehen heimzu. Da und dort begegnen ihnen Fremde. Sie achten nicht darauf. Der Simmi hat nur einen Gedanken, und das Mädchen ist zufrieden im Gefühl ihrer Eröberung. Wieder einer hatte sich in ihr Wesen verloren. Der Simmi war nicht der erste. —